

Bernd Seidensticker und Martin Vöhler (Hrsg.), **Gewalt und Ästhetik. Zur Gewalt und ihrer Darstellung in der griechischen Klassik**. Verlag Walter de Gruyter, Berlin 2006. 308 Seiten mit 45 Abbildungen.

Selten geschieht es, dass der Titel eines Kolloquiums oder Artikelbands wirklich Auskunft darüber gibt, worum es darin im Einzelnen geht. Das vorliegende Buch ist hier eine rühmliche Ausnahme. Ein Grund hierfür ist sicherlich, dass es sich um ein wirklich stimmiges Thema handelt: Es steht nicht nur im Brennpunkt aktueller altertumswissenschaftlicher Forschung, sondern ebenso eines gegenwärtigen gesellschaftlichen Diskurses. Mehr noch als für Gewalt im Allgemeinen gilt dies für die spezifische Perspektive, welche auf diese gewählt wurde, nämlich deren Darstellung in Literatur und Bild, mithin die mediale Gewalt. Wie es dieses Thema erfordert, vereint der Artikelband Autoren aus den verschiedenen altertumswissenschaftlichen Disziplinen, wobei der Schwerpunkt auf der klassischen Philologie liegt. Ebenso finden sich zwei Fächertraditionen miteinander verbunden: Die eine Hälfte der Autoren lehrt an angelsächsischen Universitäten, die andere ist in Deutschland tätig. Bemerkenswert hierbei ist, dass unter den fünf angelsächsischen Forschern drei ›Wissenschaftsmigranten‹ sind, die einen deutschen universitären Hintergrund haben.

Angesichts des philologischen Schwerpunkts ist es nicht verwunderlich, dass die Tragödie mit fünf Beiträgen im Mittelpunkt der Diskussion steht. An die Untersuchung zur Darstellung von Gewalt in der Literatur schließen zwei archäologische Beiträge an, die sich mit einem gemeinsamen Bildmedium beschäftigen, der attischen Vasenmalerei. Diesen beiden Blöcken, die von medialer Gewalt im engeren Sinne handeln, sind zwei althistorische und ein religionshistorischer Beitrag vorangestellt. Im Vorwort finden sich erfreulicherweise kurze Zusammenfassungen aller Artikel, weswegen hier auf genauere Inhaltsangaben der einzelnen Beiträge verzichtet werden kann.

Auf den ersten Blick sollte man meinen, dass die drei ersten Beiträge die Fokussierung des Artikelbands auf mediale Gewalt unnötig aufweichen. Doch trifft auf sie tatsächlich zu, was im Vorwort behauptet wird (S. viii). Sie bilden nämlich die notwendige Voraussetzung für die darauf folgenden Untersuchungen, und zwar bezüglich eines entscheidenden Punktes, in dem sich sämtliche philologischen und archäologischen Beiträge des Bands (mit einer noch zu besprechenden Ausnahme) gleichen: Sie kümmern sich nicht um die Bewertung der Gewalt. Ein solcher Verzicht ist unserer heutigen Kultur fremd, ja mehr noch, er ist inakzeptabel: Wer auf Brutalität nicht entweder mit Abscheu und Ablehnung reagiert oder aber sich um ihre Rechtfertigung als ein notwendiges Übel bemüht, den lässt die Gewalt kalt, wie es scheint, der gilt uns als unsensibel, indifferent, unmoralisch. Möchte man dieses Urteil nicht implizit über die ganze Bürgerschaft Athens sprechen, darf der Verzicht auf die Frage der Bewertung in der wissenschaftlichen Diskussion medialer Gewalt im klassischen Griechenland nicht unkommentiert bleiben. Doch ebenjener Verzicht wird in den einleitenden althistorischen Beiträgen als geradezu methodisch geboten erwiesen. Sie zeigen, wie wenig in der griechischen Klassik Gewalt als Grundlage jeder politischen Macht überhaupt in Frage gestellt wurde. Körperlicher Zwang galt als unausweichlich, als anthropologische Grundkonstante. Folglich konnte er auch nicht Gegenstand von Kritik werden.

Dies wird bereits unmittelbar deutlich im ersten Artikel von Kai Trampeldach zur »Tyrannis als Wunsch- und Schreckbild«: Die Ablehnung der Zwingherrschaft basierte keineswegs auf einer prinzipiellen Ablehnung der Gewalt. Problematisch war das Erleiden von Grausamkeit, während deren Ausübung eher noch einen Lustgewinn versprach. Die Tyrannis galt denn auch als persönlich durchaus erstrebenswert. Platons berühmte Formel, nach der es besser sei, Unrecht zu leiden als Unrecht zu tun, wird überzeugend als provokante Umkehrung der damaligen *Communis opinio* erwiesen (S. 7–10).

Der darauf folgende Beitrag von Egon Flaig (»Gewalt als präsenste und als diskursive Obsession in der griechischen Klassik«), welcher anders als der vorhergehende Artikel eher den Charakter einer allgemeinen Synthese zur Stellung der Gewalt im kulturellen Haushalt der klassischen Polis hat, macht deutlich, dass diese Normalität nicht heißt, dass es im klassischen Athen mehr als in anderen Epochen und Kulturen violent zugegangen wäre. Vielmehr betont der Autor zu Anfang, dass die griechische Kultur eine »politisch in hohem Maße befriedete Gesellschaft« (S. 29) gewesen sei. Die im Artikel beschriebene Omnipräsenz leiblichen Zwangs in den verschiedensten Bereichen der Kultur wird dementsprechend als Obsession bezeichnet. Für die Frage nach der Bewertung oder Nichtbewertung der Gewalt ist dies von Bedeutung: Der Verzicht auf eine Kritik daran in der griechischen Klassik kann damit nämlich nicht als das Ergebnis fehlender Beschäftigung mit ihr angesehen

werden. Vielmehr wurde dieses Thema in einer faszinierend anderen Weise verhandelt, die nicht zuletzt einen Denker wie den verschiedentlich erwähnten Alphilologen Friedrich Nietzsche in ihren Bann zog.

Die Tragödie und die attische Vasenmalerei, von deren Darstellung die alphilologischen und archäologischen Beiträge nun handeln, sind hervorragend geeignet, über jenes andere Verhandeln des Themas der Gewalt im klassischen Athen Auskunft zu geben, stehen doch diese beiden Medien im wahrsten Sinne des Wortes in der Mitte der Gesellschaft: im Dionysostheater vor versammelter Bürgerschaft oder im Symposion, dem zentralen Ort gesellschaftlicher Kommunikation unter Standesgenossen. Befreit von der anachronistischen Frage nach der Bewertung der Gewalt widmen sich die Beiträge nun auf verschiedenste Art und Weise deren Darstellung und fördern dabei eine Vielzahl interessanter Ergebnisse zutage. Auffällig ist insgesamt, dass im Gegensatz etwa zu der allgemeinen Synthese, welche Egon Flaig aus althistorischer Sicht vorlegt, die Artikel nun einzelne Aspekte beleuchten, sehr nahsichtig und eher deskriptiv arbeiten, ohne dass sich eine einheitliche übergeordnete Frage oder ein gemeinsames Beweisziel finden ließe: Geht es rein deskriptiv um die Mittel und Wege eindrücklicher Gewaltdarstellung bei den Griechen? Ist das letztendliche Ziel dennoch die Beantwortung der historischen Frage nach der Einstellung zum physischen Zwang und die Untersuchung von dessen medialem Ausdruck lediglich die notwendige Voraussetzung dazu? Oder ist es umgekehrt die Untersuchung der Gewaltdarstellung bei den Griechen, die die Voraussetzung bildet zu einer neuen Beschäftigung mit unserem Verständnis dieses Phänomens und seiner Darstellung? Geht es um die Möglichkeiten des Theaters bei den Griechen wie heute, um die Möglichkeiten des Bildes, und ist das hier gestellte Thema dafür nur ein besonders zugespitztes Fallbeispiel? Zu allen diesen Fragen werden interessante Aspekte eingebracht. Dies gestaltet die Lektüre abwechslungsreich, und gleichzeitig bleibt offen, wohin es weiter gehen soll. Ist das als Problem anzusehen? Vielleicht tut es den Alttertumswissenschaften gerade gut, sich weniger ausschließlich auf eine Fragestellung festzulegen, etwa die historische Interpretation von Bildbefunden, die die deutsche Klassische Archäologie seit Jahrzehnten dominiert. Die Zukunft wird schon zeigen, welche der verschiedenen und gegensätzlichen Perspektiven, die das vorliegende Buch bietet, sich als produktiv erweisen.

Die Beiträge, welche sich mit der Tragödie beschäftigen – zu denen auch Albert Henrichs Artikel zur Gewalt beim Opferkult zu rechnen ist – kreisen immer wieder um dieselben Stellen: Die Opferung der Iphigenie (v. a. S. 67–74 und 100–105) und die Ermordung Agamemnons (v. a. S. 106 f., 111 f., 115–118 und 171–174) sowie die Tötung von Klytāimnestra und Aigisth bei Aischylos (v. a. S. 160–168), vor allem aber bei Sophokles zahlreiche Szenen aus Elektra (v. a. S. 107 f. und 160–168) und Antigone (v. a. S. 174–177, 181 f. und 205–208) und bei Euripides aus den Bakchen (v. a. S. 113, 119–121,

198–204 und 208–219). Es wird kaum ein Zufall sein, dass diejenigen Tragödien, welche der Gewalt und ihrer Darstellung am meisten Stoff liefern, gerade zu denen gehören, welche auch noch auf heutigen Bühnen erscheinen. Die der griechischen Tragödie eigene Gausamkeit scheint einen Teil der Faszination auszumachen, welche das antike Drama auch auf die Gegenwart noch ausübt. Dem entspricht es, wenn in den Beiträgen nicht in erster Linie die klassische Frage nach dem Grund für das Fehlen violenter Handlungen auf der Bühne behandelt wird – mithin für den vermeintlichen Verzicht darauf –, sondern umgekehrt der Frage nachgegangen wird, wie die griechische Tragödie trotz und gerade mittels dieser dramatischen Konvention Gewalt besonders eindrücklich zur Anschauung bringt. Nicht die Quantität, sondern die Qualität der Darstellung wird untersucht. Während Bernd Seidensticker diese Konvention einbringt in seine scharfsinnige, an einen antiken Diskurs bei Aristoteles, Platon und Herodot (s. S. 91–97) anschließende Analyse der wechselseitigen Steigerung und Verringerung der Distanz des Publikums zum Schrecklichen in der Tragödie (s. v. a. S. 103–105), stellt Simon Goldhill die Frage in den Kontext der modernen Aufführungsgeschichte ›blutiger‹ Klassiker von Sophokles bis Shakespeare seit dem neunzehnten Jahrhundert. Wie die griechische Tragödie im heutigen Theater nicht mehr Inbegriff einer Ästhetik des Erhabenen ist, die dem Zuschauer aus dem sicheren Abstand der ›Guckkastenbühne‹ vorgeführt wird, sondern gerade zum Vehikel der Aufhebung der Distanz zwischen Publikum und Bühne wird und damit zu einer – der antiken Tragödie allerdings bereits innewohnenden – »Gewalt der Darstellung« gelangt, zeigt der Beitrag von Patrick Primavesi.

In den verschiedenen Artikeln zur antiken Tragödie wählen die Autoren immer wieder neue Gesichtspunkte, um ihre ›Befunde‹ zum Sprechen zu bringen: Bernd Seidensticker schickt seinen einzelnen Stellenanalysen die Theorien antiker Philosophen voran. Felix Budelmann untersucht die Leidensszenen in der Tragödie mit dem Begriffsinstrumentarium, mit dem die moderne Medizin das Phänomen Schmerz zu fassen versucht. Simon Goldhill zieht zum Verständnis der Eigenart der antiken Tragödie sowohl die diachrone Perspektive der sich wandelnden Aufführungspraxis heran als auch den synchronen Aspekt eines Vergleichs mit der Alten Komödie. Dort wurde, anders als in der Tragödie, sehr wohl physische Gewalt auf der Bühne gezeigt (S. 156–160). Karl Heinz Bohrer wiederum nimmt die philosophische Beschäftigung insbesondere des deutschen Idealismus mit der Tragödie als Hintergrund für seine Ausführungen (S. 175 f., 177, 178, 182 und 184). Patrick Primavesi schließlich behandelt das Thema im Zusammenhang heutiger Theaterpraxis.

Die Vielfalt der Blickwinkel, aus denen heraus das Thema der medialen Gewalt behandelt wird, bewirkt eine ungewöhnliche methodische Vielfalt. Hierbei kann ich mich nicht jeder Herangehensweise gleichermaßen anschließen: Wenn Budelmann zum Beispiel das Reden über das Leiden in der modernen Medizin und in der

griechischen Tragödie nebeneinander stellt, fehlt es trotz vieler interessanter neuer Perspektiven meines Erachtens am Versuch, spezifische kulturelle Differenz herauszuarbeiten und damit die Arbeitshypothese der Anwendbarkeit der Terminologie moderner medizinischer Schmerzbeschreibung auf die griechische Tragödie zu prüfen. Auch kann man sich fragen, inwieweit es Primavesi gelingt, seine in suggestiver Sprache verfasste Besprechung verschiedener Neuinszenierungen tatsächlich für das Verständnis antiker Tragödien und ihrer Gewaltdarstellung nutzbar zu machen – falls das überhaupt sein primäres Ziel war. Insgesamt jedoch bewirkt die Vielfalt der Fragen, dass sich die verschiedenen Diskussionen von immer wieder gleichen Textpassagen produktiv ergänzen.

Ein möglicher Hintergrund für die Untersuchung von Gewaltdarstellung glänzt in den Beiträgen zur Tragödie allerdings vor allem durch Abwesenheit: der ereignishistorische Kontext. Dies ist bemerkenswert, da dieser bei der betreffenden Diskussion in der Klassischen Archäologie während der Jahre zuvor sehr intensiv angestrengt wurde, wie man es etwa an dem gewissermaßen archäologisch dominierten Bonner Kolloquium zur Gewalt in klassischer Zeit erkennen kann (G. Fischer / S. Moraw [Hrsg.], *Die andere Seite der Klassik. Gewalt im 5. und 4. Jh. v. Chr.* [Stuttgart 2005], etwa 42 f. [A. Stähli]; 50–65 [Ch. Kunze]; 243–245 [R. von den Hoff]). Die zu Beginn des Vorworts erwähnten Perserkriege spielen erst im Beitrag von Barbara Borg eine gewisse Rolle, mit dem der den medialen Bildern gewidmete Abschnitt des Buches beginnt. Mit dem Heranziehen der Ereignisgeschichte zur Erklärung der medialen Gausamkeit geht ein weiteres Alleinstellungsmerkmal dieses Artikels im Rahmen des vorliegenden Bandes einher: Die Frage nach der Bewertung der Gewalt steht darin im Vordergrund. Das Abnehmen von Bildern expliziter Brutalität in den Jahren nach den Perserkriegen möchte sie erklären mit einer Abkehr von der alten Adelsideologie, innerhalb derer der blutige Kampf als gleichsam normale Begleiterscheinung der agonalen Selbstbehauptung des Einzelnen in der aristokratischen Elite prinzipiell akzeptiert worden sei, hin zu einer demokratischen Gesellschaft, innerhalb derer der Einzelne stärker hinter den Interessen der Gemeinschaft zurücktrete und folglich physischer Zwang zur individuellen Behauptung deutlicher problematisiert worden sei. Zwar wiederholt die Autorin damit nicht die in der archäologischen Literatur bis in jüngste Vergangenheit hinein zu findende mechanistische Koppelung von realer Kriegserfahrung und bildlicher Gewaltdarstellung, nach der es mit den Perserkriegen zu einem neuen Bewusstsein des vom Krieg geschaffenen Leids und damit zu einer neuen Ikonographie der Gewalt gekommen sei (kritisch dazu S. 245 f.), doch bleibt bei ihr das zugrunde liegende geschichtliche Entwicklungsmodell eines Übergangs von agonaler Adelskultur zu demokratischer Gemeinschaftskultur holzschnittartig: Es wäre nicht instande, komplexe Analysen, wie sie die beiden einleitenden althistorischen Artikel liefern, in sich auf-

zunehmen. Die Autorin ist sich dessen offenbar bewusst und bemüht sich sichtlich, dieses hier und da zu relativieren, auf Ausnahmen und offene Fragen hinzuweisen. Das Ergebnis ist ein differenzierter und reflektierter Text, dem es jedoch an klaren Aussagen und Ergebnissen mangelt. Die Hauptthese, es habe an der Wende zur Klassik einen Wandel in den Gewaltbildern von moralisch indifferenten hin zu ethisch beurteilenden Darstellungen gegeben, geht aus dem Befund meines Erachtens nicht hervor: Dass auf der Pariser Iliupersisschale des Brygosmalers wenig zu finden sei, was eine kritische Bewertung der blutigen Taten befördern würde, »wenn man mal vom Mord des Priamos am Altar absieht« (S. 249), mag in gewissem Sinne richtig sein. Wenn man jedoch so weit geht, dieser Iliupersis trotz Priamosszene die ethische Eindeutigkeit abzusprechen, kann man nicht plausibel machen, dass in der Zeit seit 480/470 fast nur Gewalttaten dargestellt würden, deren ethische Bewertung eindeutig sei (S. 251 f.).

Der argumentativ ausgesprochen dichte Beitrag von Susanne Muth, mit dem der Band endet, steht in klarem Widerspruch dazu. Statt wie Borg die Entwicklungsdynamik der Gewaltikonographien in spätarchaisch-frühklassischer Zeit als Indiz einer Veränderung der Einstellung der Athener zur Gewalt zu verstehen, wird dieses Fortschreiten hier als experimentierende Suche der Maler nach überzeugender Formulierung der immergleichen Werte von Tapferkeit und Stärke erklärt. Diese mediale Deutung des Wandels entzieht der inhaltlichen den Boden. Auch methodisch unterscheiden sich beide Artikel grundsätzlich: Während Borg eine historische Fragestellung von außen an die attischen Gewaltbilder heranträgt, entwickelt Muth ihre These in nahsichtiger Bildanalyse aus dem Befund der attischen Vasenmalerei selbst. Bezüglich Borgs Frage nach der Einstellung zur violenten Machtausübung und deren Bewertung ist den attischen Vasenbildern nur schwer etwas zu entlocken. Muth dagegen kann ihr Modell anhand der besprochenen Vasen glasklar entwickeln, welches nun in ausführlicher Form als Monographie vorliegt (S. Muth, *Gewalt im Bild. Das Phänomen der medialen Gewalt im Athen des 6. und 5. Jahrhunderts v. Chr.* [Berlin u. a. 2008]). Als ein wichtiges Ergebnis dieser Analyse zeigt sich, dass die Gewaltdarstellung in der attischen Vasenmalerei nicht bewertend oder gar polarisierend ist, sondern grundsätzlich deskriptiv bleibt.

Die Fokussierung dieses Artikelbands auf Darstellungen von Grausamkeit in unterschiedlichen Medien hat sich als sehr produktiv erwiesen und könnte der in den letzten Jahren teilweise etwas eingefahrenen Diskussion um Gewalt in der griechischen Klassik neue Perspektiven eröffnen. Mit seinen eng aufeinander bezogenen und doch sehr vielseitigen Untersuchungen besticht er nicht nur durch die Qualität der einzelnen Beiträge, sondern überzeugt auch als Buch, das von Anfang bis Ende durchzulesen sich lohnt.